

A close-up portrait of Paul Vandyk, a man with dark hair and blue eyes, looking slightly to the left. He is wearing a dark shirt. The background is a dark, solid color.

**PAUL VANDYK**  
**IM LEBEN**  
**BLEIBEN**

BEN  
NIVITO

Sie war für ihr Kind da. Wir saßen an so einer Trasse in dieser rauen Stadt, zumindest wirkt sie manchmal so, wenn man nur auf die Plattenbauten schaut. Eine vierspurige Straße um uns herum und mitten in diesem Gewühl besagter kleiner Spielplatz. Und diese Mutter mit ihrem Kind.

Vielleicht hat diese Szene mich deshalb so bewegt, weil der Umzug nach Ostberlin ein so deutlicher Einschnitt war. Dort war ich anfangs der Depp und Außenseiter. Aber ich habe mich reingefunden, in die Mentalität der Ostberliner mit ihrem eigenen Charme. Dieses »Ihr seid aus der Zone – wir sind Berliner«. Meine besten Freunde waren bezeichnenderweise nicht aus meiner Klasse. Da ich nicht in der Nähe meiner Schule wohnte, hatte ich einen anderen Freundeskreis.

Besser so, vermutlich, denn bald wurde meine Mutter regelmäßig in die Schule zitiert, weil ich mich weigerte, in die NVA einzutreten. Kriegsdienstverweigerung in der DDR, das war kein Kavaliersdelikt. Meist saß ein Stasi-Offizier im selben Raum mit der Schuldirektorin, um meine Mutter zu überzeugen, dass es ihre sozialistische Pflicht sei, ihren Sohn umzustimmen. Um im sozialistischen Vaterland Grundwehrdienst zu leisten.

*Mutig?*

Nein, mit fünfzehn, sechzehn, war das eher eine Form von Pubertätsrebellion. Allerdings hatte ich das Glück, dass meine Mutter nicht zu den Kommunisten gehörte, sondern mich ein Stück weit darin unterstützte, meine eigenen Gedanken zu entwickeln. Dinge zu hinterfragen. Anders wahrzunehmen. Ich bekam zu Hause also keinen Tritt in den Arsch, weil das Familienoberhaupt aufgrund meiner Weigerung, in die Partei einzutreten, befürchten musste, seine Position im Unternehmen zu verlieren.

Bald schon zeichnete sich jedoch ein neues Ziel am Horizont ab: Ausreise.

Für meine Mutter wurde klar, dass ich in diesem System, in diesem Staat, mit meinem Freigeist, zu dem sie mich erzogen hatte, nur immer wieder an neue Grenzen stoßen würde. Und dass dieses Anstoßen aller Wahrscheinlichkeit nach Gefängnis bedeutete. Wir hatten diese Folgerichtigkeit schon im Freundeskreis erlebt.

Es gab auch einen Indikator dafür, dass ich nicht problemlos durchkommen würde. Dazu muss ich vorausschicken, dass ich relativ gut in der Schule war. Folglich erhielt ich am Jahresende immer eine Auszeichnung – eine Urkunde für gutes Lernen an einer sozialistischen Schule. Das hatte nichts mit Sympathie zu tun, sondern war eine schulische Vorschrift: Immer dann, wenn ein Schüler mehr Einsen als Zweien und keine Drei im Zeugnis stehen hatte, gab es diese Auszeichnung.

Und wenn man zehn von diesen Auszeichnungen gesammelt hatte, wurde einem automatisch erlaubt, auf die EOS zu gehen, die Erweiterte Oberschule, um dort Abitur zu machen und später zu studieren. Das alles war Vorschrift. Kein Wohlwollen.

In der 8. Klasse bekam ich diese Auszeichnung nun plötzlich nicht mehr zugewiesen. Obwohl ich mehr Einsen als Zweien und keine Drei im Zeugnis hatte und obwohl es all die Jahre so gehandhabt wurde, wurde ich stillschweigend übergangen.

Daraufhin machte meine Mutter tatsächlich eine »Eingabe« bei der dafür vorgesehenen

»Eingabe-Zentrale«. Weil man schließlich nicht an den Vorschriften vorbeihandeln dürfe und es daher nicht sein könne, dass man mir eine Auszeichnung vorenthalte.

Und ihrer Eingabe wurde tatsächlich stattgegeben. Unglaublich.

Selbst in einem Regime wie der DDR führte kein Weg an bürokratischen Vorschriften vorbei.

★

Ich war relativ früh relativ selbstständig.

Mit zwölf, dreizehn Jahren bin ich das erste Mal ausgegangen. In der DDR gab es allerdings nur einen Ort dafür, die sogenannten »Club-Gaststätten«. Diese waren in jedem Viertel zu finden, die wiederum alle gleich, nämlich in Blöcken, aufgebaut waren. Es gab immer eine Schule, eine Kaufhalle und eben eine »Club-Gaststätte«. Tagsüber befand sich in diesen Gebäuden die Schülerversorgung, also das Mittagessen. Abends wurden die Stühle aus dem Raum getragen, und eine fahrende Diskothek mit zwei Lautsprechern kündigte sich an. Sie bestand aus mehreren Tapedecks und natürlich einem Ansager. »*Und jetzt, hallo, jetzt kommt der neueste Hit von Modern Talking!*«

Mein Musikgeschmack war meistens nicht vertreten.

In Lichtenberg, wo ich groß geworden bin, gab es einen Laden namens Kalinka, und da ich jeden Mittwoch und jeden Sonntag dort abhing, lernte ich nach und nach die anderen Besucher kennen. Kinder. Jugendliche. Eine große Clique. Hin und wieder sind dann Stammgäste nicht mehr aufgetaucht. An einen kann ich mich noch gut erinnern, *Burkhard*, er war plötzlich weg. Von heute auf morgen. Ohne Verabschiedung. Entweder ist er ausgereist (ich hoffe, es geht ihm gut), es kann aber auch sein, dass er »verschunden« ist. Das kam vor. Es gibt neben den offiziellen »Mauertoten« eine große Dunkelziffer an Menschen, die es nicht mal bis zur Grenze geschafft haben. Um dieses Kapitel aufzuarbeiten, wird aber vermutlich noch einige Zeit vergehen müssen. Exakt so lange, bis diejenigen, die in irgendeiner Art und Weise mit dem System verhandelt waren, nicht mehr leben.

Aber ich wollte eigentlich von den »Club-Gaststätten« erzählen und wie wichtig sie für meine Entwicklung waren. Ich habe nämlich schon relativ früh damit begonnen, die Technik dieser fahrenden Diskotheken zu betreuen. Also Kabel löten, beim Auf- und Abbau helfen, solche Sachen, um mir mein erstes eigenes Geld zu verdienen. Was mich noch ein wenig unabhängiger machte, jedenfalls musste ich meine Mutter nicht um eine Taschengelderhöhung bitten.

Auch das ist eine große Leistung meiner Mutter: dieses Vertrauen in mich. Mir Freiraum zu geben, mich zu entwickeln. Sie hat mich in diesem jungen Alter schon allein herumziehen lassen.

★

1988 gab es das BCM Dance Festival in Westberlin. Monika Dietl, eine SFB-Moderatorin, hat live von dort berichtet. Ich wusste, es ist um die Ecke. Aber ich konnte nicht hin.

*Die Grenze.*

Auch das UFO, einer der ersten Techno-Clubs, ursprünglich in der Köpenicker Straße angesiedelt und damit nur etwa fünfhundert Meter Luftlinie von meinem Wohnhaus entfernt – es gab für mich keine Möglichkeit, dort jemals hinzugehen.

Ich wurde also zunehmend frustriert. Bockig.

Ich wollte unbedingt aus der DDR ausreisen.

Und das hieß: warten.

In diesen Monaten, als der Ausreiseantrag lief, habe ich mich von den Menschen, den Freunden, zu denen ich ein sehr nahes Verhältnis hatte, mehr und mehr distanziert. Ohne mich zu erklären. Es war für mich klar: Irgendwann werde ich gehen. Darüber darf ich aber nicht sprechen. Und zu diesem Zeitpunkt war es schlichtweg so, dass die Möglichkeit, diese Menschen jemals wiederzusehen, gen null tendierte. Ich hätte nicht zurückgedurft, nicht einmal zu Besuch, meine Freunde wiederum durften nicht raus – also blieb mir nichts anderes übrig, als mich mental und emotional auf einen endgültigen Abschied vorzubereiten.

Ich kann mich noch gut erinnern, wie wir eine Freundin, deren Familie ebenfalls einen Ausreiseantrag gestellt hatte, zum sogenannten »Tränenpalast« in die Friedrichstraße begleiteten. Sie durften *weg* – und einer der Volkspolizisten drückte mich mit seiner Kalaschnikow zur Seite, damit die Verabschiedung nicht zu innig ausfiel.

So etwas in der Art würde auch mir und meiner Mutter blühen.

Nach der offiziellen Antragstellung sind wir erwartungsgemäß einbestellt worden. In das »Ministerium des Inneren«, also zur Stasi, die offiziell natürlich nicht so genannt werden durfte. Vorgeladen zur »Befragung«. Einer der Offiziere bot mir an, das Abitur zu machen, sogar eine eigene Wohnung sollte ich zur Verfügung gestellt bekommen, wenn ich mich nur verpflichtete, in meinem Vaterland zu bleiben. Meine Mutter wiederum hätte problemlos ausreisen können. Ohne mich. Aber meine Mutter war der einzige und wichtigste Bezugspunkt in meinem Leben. Mit ihr hatte ich die letzten Jahre verbracht.

Ich schaute auf den Boden.

Allein die Tatsache, einem Sechzehnjährigen ein solches Angebot zu machen, zeigt mir, wie unmoralisch dieses System agierte.

Ich lehnte ab.

Von diesem Zeitpunkt an lebten wir in unserem Zuhause wie Touristen. Die offizielle Ansage war: Jeweils ein Koffer für mich und ein Koffer für meine Mutter ist erlaubt. Also haben wir versucht, alles, was im Haushalt überflüssig war, abzustoßen. Weil es schnell gehen konnte. Wenn man Glück hatte, innerhalb von achtundvierzig Stunden. In der Regel kam aber vierundzwanzig Stunden vorher der Bescheid, dass man jetzt gehen dürfe. Also musste.

Zusätzlich zur offiziellen Erlaubnis benötigten wir noch einen »Laufzettel«. Das

bedeutete, wir mussten bei allen öffentlichen Institutionen der DDR auflaufen und uns mit einem Stempel beglaubigen lassen, dass wir keine Schulden hatten oder sonstige Verpflichtungen offenstanden. Das konnte zum Beispiel die Bauernbank sein, mit der ich als Schüler zwar noch nie etwas zu tun gehabt hatte, von der ich mir aber einen Stempel abholen musste, dass ich keinen Kreditvertrag abschließen wollte.

Mit einem Wort: Schikane.

Die Reduzierung auf einen Koffer bedeutete einen Bruch in meiner Biografie, den ich bis heute spüre. Ich habe so gut wie nichts aus meiner Kindheit behalten dürfen. Keine Andenken, keine Fotos. *Nichts*. Die Frage, die uns damals beschäftigte, war: Pullover, Hose – oder Fotoalbum? Also stapelten sich in meinem Koffer Schuhe, Socken, Unterwäsche. Eben all das, was man erst mal zum Überleben in einer neuen Welt braucht. Dagegen kaum Bilder aus meiner Kindheit. Außer den Fotos, die meine Oma schon vorher gesammelt hatte, besitze ich nichts Eigenes, also keine Prints, die meine Freunde zeigten oder die mir wichtig waren.

Ein weiteres Problem bestand darin, dass ich meinen Hund mitnehmen wollte. In diesem Alter ist ein Tier das wichtigste Wesen neben den Eltern. Ich wäre also nicht ohne Bella gefahren. Eine Mischung aus Terrier und Schnauzer – und ein kleines Knäuel mit viel Energie. In der DDR hingegen war der Hund eine Ware. Ich brauchte also einen Warenausfuhrschein (oder so ähnlich). In mehreren Schichten haben wir dann ungefähr achtundvierzig Stunden angestanden, um diesen Wisch für Bella zu erhalten.

Letztlich sind wir mit zwei Koffern und Hund ausgereist. Bella war völlig durch den Wind. Ich habe sie japsend auf dem Arm gehalten, hechelnd hinein in den Zug, und immer noch unentschlossen, beziehungsweise sehr entschlossen: *Wenn jetzt doch noch ein Soldat den Hund einbehält, dann steige ich aus dem Zug wieder aus ...*

Für uns als Ostberliner wäre es ein Leichtes gewesen, einfach die S-Bahn nach Westberlin zu nehmen, aber nein, der Reiseweg war die letzte Schikane, die man uns noch antun konnte. Wir wurden in einen Zug nach Rostock gesetzt, der dann weiter nach Lübeck fuhr, Richtung Hamburg; wir hatten dort Freunde, bei denen wir zuerst unterkommen sollten.

Die Züge in den Westen hatten keine Anschlussverbindungen. Wir verbrachten die Nacht in Rostock auf dem Bahnhof, bevor sich endlich, ganz früh morgens, ein Zug nach Hamburg in Bewegung setzte.

Ich erinnere mich noch gut: Wir haben nach der Begrüßung irgendwo an einer westdeutschen Autobahnraststätte gehalten, zum ersten Mal – und von dem Moment an habe ich vier Tage lang geschwiegen. Es war ein Schock. Diese kleine Tankstelle war besser ausgestattet als jeder DDR-Konsum, den ich jemals zuvor gesehen hatte. Schokoriegel, die ich kannte, weil Oma sie immer zu Weihnachten mitbrachte, einen, vielleicht zwei – aber hier waren die Regale vollgestopft. Und in dem Moment, wo ich den Riegel aus dem Regal nahm, kam ein Mitarbeiter und füllte die Lücke wieder auf. Dieses Übermaß an Konsum überforderte mich komplett.

\*

Als dann die Mauer fiel, saß ich in Hamburg.

Eine Woche nach unserer Ausreise!

Es war der 9. November 1989, und es gab keinen Grund anzunehmen, dass dies ein welthistorischer Tag sein würde; wir saßen in Hamburg und glotzten Fernsehen. Und plötzlich schlängelte sich ein News-Band am unteren Bildschirmrand, mit der lapidaren Aussage: Die Mauer ist gefallen. Kurz darauf klingelte auch unser Telefon. Verwirrung. Offensichtlich hatte Günter Schabowski während einer Pressekonferenz über eine neue Reiseregulung geplaudert, irgendwas vorgelesen, ohne die Bedeutung zu verstehen (was auch einiges aussagt über die Qualität und den Intellekt der Politiker in der DDR).

Zum Glück für alle! Ich war siebzehn, hatte Tränen vor Freude in den Augen, die ganze Welt schien offenzustehen, Live-Berichte von der Maueröffnung – während meine Mutter erstarrte.

Sie freute sich nicht.

Ihr stand dramatisch vor Augen, dass sie alles verloren hatte. Schmerzhaft. Wir hatten zwar keinen Luxus in der DDR besessen, aber doch zumindest eine Waschmaschine, Wohnzimmermöbel, Geschirr, eben all das, was ein Haushalt benötigt. Und nun mussten wir in der BRD bei null beginnen.

Mit nur einem Koffer.

Während gleichzeitig all die Leute, die wir hinter uns lassen wollten, die das System der DDR gestützt hatten, darunter auch dieser Arsch, der mich als Sechzehnjährigen aufgefordert hatte, meine Mutter abzuschieben, während all diese Leute, die zutiefst unmenschlich mit ihren Mitmenschen umgegangen waren, uns nun wieder über die Füße liefen.

Und sie hatten dieselben Freiheitsrechte wie wir.\*

Einige Monate später überwog dann aber doch eine, nennen wir es: größere, historischen Werte und damit eine positive Sicht auf die Ereignisse. Für Millionen Menschen bedeutete es Freiheit. Und ich war ohnehin euphorisch gestimmt. Mit der Nachricht von der Maueröffnung fuhr ich unverzüglich zurück nach Berlin. Um alles nachzuholen. Hinein in die Clubs. Um all das, was sich über Jahre an Energie angestaut hatte, aus mir herauszutanzten.

\*

Es lag etwas in der Luft. Es war beinahe schon magisch. Ich musste nicht nach einer Party oder einem leerstehenden Haus suchen (da war ich auch gar nicht der Typ dafür), ich brauchte mir auch keine Gedanken darüber zu machen, wo man einen Plattenspieler hinstellen und eine Party machen könnte – das Großartige an Berlin in dieser Umbruchsphase war, dass es eine Menge Leute gab, die das Gleiche wollten und überall